

Rollo Schaub

Eine Reise durch den Südwesten der USA

September 2016

NEW YORK 4/09/16

Wir sind in einer kleinen Künstlerwohnung untergekommen. Liebevoll eingerichtet und spürbar geprägt von kulturell tätigen Menschen, die im teuren Manhattan zu überleben versuchen. Erste ausgedehnte Stadtwanderung, danach Bicycle-Ride von Soho über Battery-Park, dem Hudson entlang bis zur 26 Street. Die Eindrücke sind überwältigend, auf Anhieb unmöglich zu beschreiben!

5/09/16

Die Wolken über New York bilden weisse Schleier, vom Wind getrieben und im Blau verschmiert. Blitzende Wellenkämme auf dem East-River, aufgeschäumt und drängend am Ufer. Inzwischen ist die anfängliche Müdigkeit von uns abgefallen und wir sind Teil des Menschenstroms auf den Strassen und in den Unterführungen der Subway. Es ist etwas kühler geworden, doch für die kommenden Tagen erwartet man erneut Hitzewellen mit bis zu 36 Grad! Gestern gerieten wir in einen unsäglichen Touristenstau auf der Brooklyn-Bridge. Ein Erlebnisbad in der globalisierten Menge. Wie gut sich wieder in der kleinen Wohnung von Anja und Ed auf der grossen japanischen Liegefläche erholen zu können, inmitten dieser Fülle fremder Dinge, die sich alle auf diese Insel gerettet haben. In die überquellende Sammlung von Topfpflanzen, CD's, DVD's, Büchern, Plüschtieren, Asiatica, Küchenutensilien, Musikinstrumenten.

DENVER 9/09/16

Über den Wolken unterwegs nach Denver. Eine Woche verbrachten wir in Manhattan, in einem Apartment im lebhaften Stadtteil Gramercy. Durch den Schlaf begleitete uns das beruhigende Rauschen der Klimaanlage von gegenüber, unterbrochen vom Heulen der Sirenen unzähliger Ambulanzfahrzeuge, die dem nahegelegenen Spital zusteuerten. Eine Spätsommerwoche begleitete uns in seiner letzten, glühenden Phase mit tropischen Nächten kaum unter 25 Grad und schenkte uns lange Tage, erfüllt von atemberaubenden Eindrücken. Lärmend, chaotisch, auftrumpfend im Reichtum der Glas- und Stahlfassaden, niederschmetternd beim Anblick der verlorenen Seelen, die sich durch die Strassen quälten.

Meist bewegten wir uns zu Fuss oder mit Fahrrädern durch die City, benutzen auch den New Yorker Stadtbus und natürlich die Subway. Eingebunden im Gedränge der Menschen, auf den Strassen, vor den Ampeln, in den Unterführungen oder Cafés. Den grossen Touristenströmen wichen wir aus,

nachdem uns am Laborday eine wild um sich fotografierende Menschenmasse überrannte. Einen Höhepunkt bildeten die Stadtfahrten mit dem Citibike® am Ufer des Hudson- oder East-Rivers entlang. Anstrengend auch, weil das System der Mieträder nur 30-Minuten bis zur nächsten Dock-Station vorsieht. Es zwingt den Benutzer zur Eile, will er die nicht geringen Zusatzkosten vermeiden.

Im MoMa umarmte mich die Kraft und Vollkommenheit der Gemäldesammlung des frühen 20. Jh. mit ihrer Sinnlichkeit und einer Ästhetik der Form und Komposition, die ich im heutigen Kunstbetrieb gelegentlich vermisse. Die Ausstellung zeigt Werke ab 1886 bis zum Ende der 60-er Jahre. Ich verlor mich im ersten Teil und verpasste den zweiten, die 60-er Jahre. Dennoch, welch beglückendes Gefühl inmitten grosser Malerei zu stehen, den Geist und die Sinne mit dem Glanz ihrer Unvergänglichkeit zu nähren. Einen Abend verbrachten im „Jazz Standard“ einem Jazz-Lokal an der 116 E/2 Street, den wir 2009 kennen lernten. Kevin Hays, Piano, mit seinem „New Day Trio“ spielte hinreissende Eigenkompositionen. Schwebend leicht, zwischen lyrischen Klängen und rhythmisch unterlegten Eruptionen. Der Bassist schien zu tanzen, nahm jedem kleinsten Wechsel auf und führte mit sicherem Gespür durch die Stücke. Ebenso nuanciert und feinnervig reagierte das Schlagzeug auf die Melodieführung des Pianos, trieb an oder hielt sich pianissimo im Hintergrund, takt sicher und klangreich wie es nur versierten Jazzmusikern gelingt.

Schon am zweiten Tag begab ich mich mit dem Skizzenbuch auf Entdeckungsreise, bewegte mich Downtown der 3. Avenue entlang, bis zur Springstreet. Weitere Exkursionen folgten auf dem Promenadenweg des East-Rivers bei bedecktem Himmel und kräftigem Wind, im Blick die faszinierende Stahlkonstruktion der Williamsbridge, den Highway und die Hochkamine des Edison-Kraftwerks. Wie schnell die Tage vergingen! Wie wenig wir sahen und dennoch von dem vielen überwältigt wurden, abends todmüde auf den Futon sanken, den Luftstrom des Ventilators über uns hinweg ziehen liessen und fast augenblicklich einschliessen.

Ein Höhepunkt dieses Kurzbesuchs darf nicht verschwiegen werden: das neue Whitney-Museum von Renzo Piano und die als Fussgänger-Promenade angelegte „Highline“ auf dem alten Trasse der ehemaligen Hafen-Transportbahn.

STATE PARK, COLORADO NATIONAL MONUMENT 12/9/16

Wir sind nach 250 Meilen auf der Interstate #70 gestern im Naturschutzgebiet „Colorado National Monument“ angekommen. Eine Reise durch phantastische Bergformationen, dem Lauf des Colorado-Rivers entlang und schliesslich, auf kurvenreicher Höhenstrasse bis zum Campground am Rand des Naturparks. Inmitten kurzwüchsiger uralter Bäume steht unser Zelt, daneben ein Tisch, darauf der neu erstandene Gaskocher. Es ist unsere erste Nacht in einem Zelt - passend zum 25-jährigen Hochzeitstag der jungen Alten.

Nach dem Morgen-Kaffee folgt ein erster Rundgang entlang dem Pfad, der den Campground mit der alten Fahrstrasse verbindet, jenem Weg, der in den 30-er Jahren von Arbeitslosen durch Felsen gesprengt und in Steilhänge gebrochen wurde und der uns Heutige weit hinein in diese Urlandschaft aus Stein und Sand führt. Bald stehen wir am Rande einer senkrecht abfallenden Schlucht, deren ausgetrocknetes Flussbett tief unten sich einen Weg durch Gebüsch und Geröll bahnt. Gegenüber leuchten die Felswände im Rot des Morgenlichts, Türme aus Sandstein lösen sich von der zerklüfteten Masse, stehen als vorgeschobenen Posten einsam auf ihren Schuttkegeln, der Erosion preisgegeben, dem allmählichen Zerfall, der alles ergreift, umschichtet und umbildet, von Riesen Händen geformt und wieder zerstört. Wie oft sind wir den Bildern der viel beschriebenen Canyons nicht schon begegnet und stehen nun tatsächlich mitten drin, sind Teil der Wirklichkeit, die uns den Atem nimmt, bewegen uns in Räumen der Zeitlosigkeit, eingeschlossen als Nichts in einer Landschaft epischen Ausmasses, die das Erhabene schlechthin verkörpert. Anders als die Alpen, deren Schichtungen wellenartig verformt, untereinander und gegeneinander verschoben und geknetet wurden, liegen die Sedimentschichten der Rocky Mountains wie Pfannkuchen aufeinander, bilden endlose Räume mit klaren Linien, unterbrochen nur vom Wirken der Erosion, jener Kraft, die unablässig das Gesicht unserer Erde formt und verändert. Inzwischen ist es Nacht geworden, ein heftiger Wind wirbelt Sand über den ausgetrockneten Boden. Gelbe Blüten beleben das kalte Grün der vom Wind gekrümmten Bäume, einer Wacholderart, die mit ihrer steinharten, faserigen Rinde tausend Jahre alt werden kann und kurzwüchsig, wie die hiesige Pinienart, den kargen Boden belebt und befestigt. Die Zelttücher schlagen gegeneinander, heftige Böen zerren an den Schnüren. Im Innern unseres Iglus sammelt sich feiner rötlicher Sand. Der Mond beleuchtet die zerrissenen Wolken, die in Eile über die Tafelrücken ziehen.

MOAB 13/09/16

Unsere Reise hat sich zu einem Meer von Eindrücken erweitert, die Fahrt - erst vor wenigen Tagen begonnen - verläuft in rasendem Tempo. Was wir als Neulinge beim Zelten in der Natur erfahren, ist schlicht grossartig. Die Geräusche der Natur des Nachts im warmen Schlafsack, die kulinarischen Highlights, die wir auf dem einfachen Campingkocher zubereiten und - geschätzt wie nie zuvor - eine wärmende Tasse Tee bei aufgehender Sonne. Die Eindrücke der heutigen Wanderung sind noch zu frisch, um darüber zu berichten. So greife ich auf das Gestrige zurück.

Die Interstate #70 führt pfeilgerade durch die baumlose Steppe von „Grand“, wie uns die Strassenkarte belehrt. Gross ist nicht nur Einsamkeit und Leere, gross ist der unendliche Raum dieser sanft gewellten Hügel aus grauer Erde, die am Horizont vom zerfurchten Hochplateau eingerahmt wird. Gross sind aber auch die Sattelschlepper, an denen wir langsam vorbeiziehen. Der Colorado River windet sich ungezähmt durch die Ebene, begleitet von einem

Band leuchtend grüner Vegetation, die unerwartet auftaucht und uns in der dünnen Steppenlandschaft ihre Schönheit offenbart.

Dann verlassen wir die #70 und folgen dem Flusslauf, der mit uns die Savanne verlässt und sich durch roten Sandstein in ein eng gewundenes Bett zwängt. Senkrechte Wände, tiefrot gefärbt, Kathedralen vom Alter geschwärzt, Kathedralen aus dem Pleistozän ragen aus dem Schutt ihrer zerborstenen Vergangenheit. Mächtige Mauern mit fein ziselierten Gesimsen und Erkern, die über dem Bodenlosen schweben, mit frei stehenden Strebepfeilern, die das Himmelsgewölbe zu tragen scheinen. Zwischen den steinernen Massen, in der Schwermut ihres Zerfalls erstarrt, glänzt der Fluss, leuchtet in mattem Oliv, schiebt Sandbänke vor sich her, tränkt Auen und ihren zarten Bewuchs und fliesst so lebendig und frisch, so unbekümmert wie die Jugend durch das enge Tal mit den düsteren Schatten. Am Ende des Tages erreichen wir Moab, richten uns für die Nacht und für eine Dusche auf einem überfüllten Campingplatz ein, der uns nur zum Sprung in den nahe gelegenen „Arches National Park“ dient.

So wie die Naturräume Colorados und Utahs für uns Europäer ganz ungewöhnliche Dimensionen haben, so verhält es sich auch mit den Strassen und Fahrzeugen darauf. Hier käme niemand auf den Gedanken wir hätten ein grosses Fahrzeug. Sicher ist unser Dodge Durango eine respektable Erscheinung und würde sich im Stadtverkehr Zürichs seiner Masse wegen wenig beliebt machen. Doch im Südwesten der USA ist unser schwarzer Bolide nur einer unter vielen und auf den Campingplätzen ein unauffälliges, nahezu bescheidenes Gefährt. Was sich rund um uns an riesigen Karossen ausbreitet, an aufgedonnerten Pickups, Kleinlastern mit 8-Zylindermotoren und verrückten Geländefahrzeugen löst eine Mischung aus Verwunderung und Unverständnis aus. Fahrzeuge mit erhöhtem Fahrgestell, insektengleich auf mächtigen Rädern, geeignet um Flüsse und Sümpfe zu durchqueren oder auch nur um den Nachbarn zu beeindrucken. Etliche Pickups gehören zur Spezies der Sattelschlepper mit Doppelbereifung, die übergrosse Wohnwagen ziehen. Eigenheime, die nur noch von Reisebussen übertroffen werden, die zwei seitlich ausziehbare Wohnkerker aufweisen und meist einen 4x4 angehängt haben. Im Jachthafen wären wir das kleine Ruderboot inmitten stolzer Luxusjachten.

Wie bei allen SUV sitzen wir erhöht. Weil aber nahezu alle Fahrzeuge erhöhte Kabinen haben, fällt der geschätzte Vorteil der Übersichtlichkeit dahin. Der Fahrersitz stellt sich beim Starten des Motors automatisch auf die Körpergrösse eines Schwergewichts-Amerikaners ein. Ich korrigiere das jeweils mit verschiedenen Knöpfen, damit ich mit dem Kopf über das Lenkrad sehen kann.

Am Eingang der Strasse, welche den „Arches“ erschliesst, stauen sich die Karossen der Besucher in langen Kolonnen. Wie meist, wähle ich jene Reihe, die sich am gemächlichsten vorwärts bewegt. Am Checkpoint zeigen wir unseren Jahrespass und los geht's. Während der Fahrt auf gut ausgebauter Strasse passiert der motorisierte Besucher zahllose Viewpoints mit Haltemöglichkeiten. Sie erlauben einen kurzen Stop um sich das eindruckliche Naturphänomen der bizarren Gesteinsmassen flüchtig anzuschauen. Das Gelände in der Umgebung darf nicht betreten werden. Man bewegt sich gewissermassen im Konvoi und klappert allmählich die auf 20 Meilen angelegte Route bis zum Ende der befahrbaren Strecke ab. So füllt der Besucher seine Kamera mit schönen Bildern und findet sich dann erneut im Stau wieder, dort wo sich am Ende der Strasse eine Endlosschleife um die Rosette der Parkplätze dreht. Ohne Parkmöglichkeit ist die Benutzung des Fusswegs zum „Devils Garden“ - dem angeblichen Höhepunkt des Parks - nicht möglich. Weil sich nichts Freies anbietet, wenden wir unseren Strassenkreuzer (Videokamera und Notstop-Automatik), um rasch aus Teufels Küche zu gelangen und nehmen eine weniger benutzte Strecke unter die Räder, empfohlen für längere Wanderungen, jedoch mit dem Nachteil verbunden, 12 Meilen Schotterstrasse im Kriechtempo erdulden zu müssen.

Die Fahrt durch das „Salt Valley“ zieht sich hin. Flaches Grasland, durch Hitze versengte Vegetation in einem sanft ansteigenden, weiten Talboden. In der Ferne tauchen die mittlerweile bekannten charakteristischen Felstürme auf, Meilen entfernt von jenen umlagerten links und rechts des Park-Highways. Hier gefällt es uns! Wir sind nicht die einzigen, doch die wenigen „Trecker“, die uns begegnen, sind an einer Hand abzuzählen. Die Kathedralen des Pleistozän, die gestern meine Fantasie beflügelten, erinnern mich heute, hier am „Klondike Bluff“, an buddhistische Tempel. Senkrechte Stelen auf treppenartigen Sockeln, waagrechte Schichtungen, die Gesimse und Konsolen evozieren, eine satte Färbung in tiefem Rot und die den Abschluss bildenden gerundet zulaufenden Kuppeln, die Stupas der altindischen Tempelbauten, der Khmer-Heiligtümer. Sie erscheinen wie das Haupt der von Wind, Sand und Regen geschaffenen Architektur.

Bonsaiartige Pinien mit wirrem Gehölz wachsen aus Spalten, die abgestorbenen Äste erschreckt zum Himmel erhoben, Gebüsch in Farbklingen von Silber und Mattgold unterbrechen die roten Sanddünen. Sie sind aus feinstem Abrieb, sind Schutt der hohen Türme und Mauern, die den Talkessel umschliessen, in den wir eingedrungen sind. Die Felsformationen werden immer phantastischer, amorphe, surreale Gebilde, wie geschaffen dafür Träume und Alpträume zu erzeugen, Erscheinungen und Ahnungen, die für die animistischen Ureinwohnern Utahs Nährboden ihrer Sagen und Mythen war.

SAND FLATS 15/09/16

Unser Zelt steht mitten in der Natur, auf einem Platz der nichts zu wünschen übrig lässt. Die Infrastruktur ist minimal (Trocken-WC in der Nähe, kein Wasser), dafür sind wir allein, umgeben von knorrigen Wacholderbäumen, die etwas Schatten spenden, von Büschen, in denen Streifenhörnchen Schutz suchen, und wir liegen im roten Sand am Fuss einer buckligen rundgeschliffenen Felsformation, bestens geeignet sie zu besteigen um den Sonnenaufgang zu erleben. Erneut ein gelungenes Menü auf dem Gaskocher, ein Nachtmahl, das zum schwärmen veranlasst und uns etwas aufwärmt. Denn so heiss das Klima tagsüber ist, so kalt wird es in der Nacht.

Das zwiespältige Gefühl das mich in New York beim Anblick der „Statue of Liberty“ erfasste, bekommt hier, auf den Strassen in und zwischen den Nationalparks im Rahmen der viel gepriesenen amerikanischen Mobilität, eine neue Bedeutung. Fahren bedeutet wohl Freiheit und fahren darf alles was Räder und Motor hat. Hauptsache möglichst gross. Dem steht das Bedürfnis nach Sicherheit gegenüber, Sicherheit auf der Strasse und Ordnung - nicht nur in den Nationalparks - Ordnung, die man wünscht und an die sich der amerikanische Bürger in der Regel auch hält. Gelegentlich treibt der Sicherheitswahn jedoch seltsame Blüten. Unser Auto ist mit Sicherheit-Systemen vollgepackt. Es ist eindeutig Herr und ich sein Diener. Ich bin eingespannt zwischen Verkehrsregeln und dem Fahrersitz, der mit mir macht, was ER will. Anschnallen!! Sonst bockt er. Das Radio stellt ungefragt ein, ohne mein Bedürfnis nach Unterhaltung. In Utah, dem Mormonenstaat, fällt die Happy-Hour aus, unseren Apéro müssen wir vergessen! Alkohol gibt es im besten Fall zum Essen. Aber lass dich im Auto auf keinen Fall mit einer entkorkten Weinflasche erwischen, warnt der Reiseführer. Sicherheit auch an der Tankstelle. Chevron bietet dem Angestellten Schutz vor Überfällen. Er sitzt in einer Glaskabine, nimmt Kreditkarte oder Cash nur durch einen Schlitz entgegen und spricht, falls nötig, durch ein Mikrofon zum Kunden.

FRUITA, CAPITOL REEF NATIONAL PARK 17/09/16

Wir sind im „Reef National Park“ angelangt, in Fruita, einer ehemaligen Mormonensiedlung. Inmitten wüstenartiger Landschaft mit schroffen Felswänden und steilen Schuttkegeln liegt der Fremont-River, der die nähere Umgebung in ein blühendes, grünes Band verwandelt. Das Leben als Camper hat uns mit der Lebensweise der Amerikaner, wenigstens was ihre Freizeit betrifft, näher vertraut gemacht. Ihre Naturverbundenheit, ihre unkomplizierte und praktische Art das Leben auf den Campgrounds zu organisieren, ihr Wille, den Reichtum und die Schönheit der Naturparks zu bewahren und ihr Wunsch all dies den kommenden Generationen unversehrt weiter zu geben, das ist schon sehr beeindruckend. Wir trafen Familien mit Kindern jeglichen Alters, die die selben Plätze aufsuchten, auf denen sie sich schon als Kinder mit ihren

Eltern tummelten. Der Umgang untereinander ist durchwegs freundlich und rücksichtsvoll, ein familiärer Ton ist die Regel. Man fühlt sich willkommen.

Es braucht nicht immer ein offizieller Campingplatz zu sein. Die letzte Nacht verbrachten wir in der „Wildnis“, in einem abgelegenen Tal, am Fuss eines mächtigen Felsendoms. Sonnenuntergang, Vollmond, absolute Stille, ja Geräuschlosigkeit - wir erlebten das Gefühl eines kleinen, hübschen Abenteuers. Um 9 pm näherten sich drei Fahrzeuge, dann ein viertes. Ungewöhnlich in dieser abgelegenen Gegend, dachten wir, meilenweit entfernt vom nächsten Campground. Die Scheinwerfer warfen ihre Lichtkegel über die Kuppen des hügeligen Geländes, gespenstige Schatten zuckten über die Felswände - dann ertönte übermütiges Kinderlachen. Rasch wurden Zelt-heringe eingeschlagen, ein Feuer angefacht und der Stille ein Ende gesetzt. Was auf einem Campground nach 10 Uhr undenkbar wäre, ist in der Wildnis erlaubt. Dort lebt die Freiheit. Wochenend-Ausflüge in die freie Natur sind beliebt und bieten den Bewohnern mit den vielen State- oder National-Parks der USA eine willkommene Alternative zum geregelten Arbeitsleben in den Städten oder Agglomerationen. Wir hätten an den Reifenspuren und den verlassenen Feuerstellen im Umkreis unseres einsamen Plätzchens erkennen können, dass unsere Ruhe nicht von langer Dauer sein würde.

Wir lernten auch, dass die guten Plätze in den „National Park Campgrounds“ frühzeitig besetzt werden sollten, will man abends nicht vor dem Aushang „Campground full“ stehen. Es gilt die Regel „first come - first seat! Heute früh begannen wir schon in der Morgendämmerung das Zelt abzurechen. Um 8:30 stellten wir es im „Reef“ wieder auf. Mit gebührendem Abstand von den monumentalen Wohnmobilen und ihrer Begleitmusik der Klimaanlage und ratternder Generatoren. Telefonempfang und Internet gibt es hier nicht, dafür eine grosse Wiese mit hohen Bäumen, Tische und Bänke, Wasserstelle und weit verstreut einige Zelte. Am Abend fuhren wir ins 11 Meilen entfernte Torrey. Dort spielte in einer Bar ein Wurlitzer Cowboy-Melodien. Mit dem entsprechenden Hut und unserem schwarzen Dodge passten wir genau zum Stil des Saloons, zur aufgekratzten Bedienung, zum American Football auf den Flatscreens, und wir bekamen Zugang zu WiFi und Bier, worauf man im „Mormonencamp“ verzichten muss.

18/09/16

Unsere Sammlung an Felsformationen, Gebirgszügen, Talsenken, Flussläufen, an tiefen Schluchten, unheimlichen Abgründen wird zunehmend eindrücklicher. Wandernd, fotografierend und gelegentlich zeichnend, nehmen wir staunend die Vielfalt dieses Landstrichs in uns auf. Einem ausgetrockneten Wildbach folgend, quetschten wir uns im „Little Wild Horse Canyon“ durch enge Spalten. Felswände links und rechts, die in ein spitzes V münden, so dass die Schuhe kaum Platz darin fanden. Eingekeilte Stein- und Felsbrocken überwindend, die senkrechten Wände mit ihren Einschlüssen im Blick, verdrängten wir klaustrophobische Anwandlungen, die sich, wie die Stein-schlaggefahr, als beklemmendes Gefühl in uns ausbreitete. Die Hitze des Tages

flaute allmählich ab, aus den engen Windungen des Canyons zog sich das Sonnenlicht, das den roten Sandstein aufheizte, zurück. Ein paar müde Wanderer kamen uns entgegen. Erschöpftes „Hi“ und man drückte sich aneinander vorbei. Nach zwei Stunden öffnete sich die Kluft und wurde zu einem breit gewundenen Flussbett, in dessen Geschiebe Büsche und Bäume Halt fanden. Verbogene Gestalten, von der Wucht des plötzlich anschwellenden Stroms gezeichnet, der Wassermassen, die bei spätsommerlichen Gewittern vom höher gelegenen Plateau in die Tiefe fluten. In die tief eingekerbten, von Höhlen durchbrochenen Wände schrieb sich die Vergangenheit des Canyons mit Geschiebe, Sand und Trümmerstücken ein. Hieroglyphen der Natur, nicht zu enträtseln, doch mit ihrer Schönheit Grund zu unzähligen Pausen auf unserem anstrengenden Weg. Weiche, körperhafte Formen, Fingerspuren wilder Mächte, die im noch warmem Innern der Erde wühlten. Rund geschliffene Lavabrocken, Augen im roten Stein, die uns flüchtige Wesen nicht erkennen können. Und je höher man schaut und je mehr man zum Menschlein schrumpft, umso deutlicher lässt sich das Werk der Strömung in unzähligen Varianten erkennen: dieselben Höhlungen, die gleichen Wirbel, ähnliche Schichtungen, von Wasser und Geschiebe ausgewaschen, immer tiefer hinein getrieben ins labyrinthische Innere der Erde.

Der Canyon gehört zur „Waterpocket“-Falte, die sich im mittleren Südatah über eine Länge von 160 km erstreckt. Eine erodierte Felswölbung aus zahlreichen Ablagerungsschichten, horizontal verlaufend und durch die selben Kräfte, die das Colorado Plateau anhoben, zu einer gigantischen Falte angehoben. Soweit der Text im Reiseführer. Für uns, die wir fahrend und wandernd dieses Gebiet erkunden, wird es immer ein Rätsel bleiben, das Werden und Vergehen einer Landschaft in endlosen Zeiträumen.

19/09/16

Auf den Spuren Butch Cassidys. Der berühmte Bankräuber soll hier, im Gebiet des „Capitol Reef“, einen letzten Unterschlupf gefunden haben, bevor er einem Kopfgeldjäger in die Fänge geriet. Nach seinem Namen ist ein grosser, freistehender Felsbogen benannt, den wir heute aufsuchen. Ob Legende oder wahr, es zieht uns erneut in die magische Welt unter tiefblauem Himmel. Hinauf in die Höhe, wo über den Abgründen, den bröckelnden Felsbändern, ein enger Weg zum „Cassidys Arch“ führt. Von der gegenüberliegenden Talseite starren uns senkrechte Wände an. Sie bleiben im Dunkeln bis die Sonne den Zenit erreicht und die rotbraunen Lagen, das helle Grau der zerborstenen Sedimente zum Leuchten bringt. Der Weg führt in engen Windungen um gerundete Vorsprünge, überwindet terrassenförmige Einschnitte im Fels, führt über glatt geschliffene Klippen und lässt die Sedimentschichten wie einen Stapel Karton erscheinen. Jahrringe des Klimas vergangener Jahrtausende öffnen sich vor uns. Hellste Ockerfarbe liegt über rostbraunen Lagen, oft in gleitenden Übergängen wie zerfliessendes Aquarell. Waagrecht verlaufende Bänder abwechselnd bis in die Gipfel hinauf, die zerfurcht und geschunden als bizarre Wesen für kürzer oder länger aufrecht

stehen. Dazwischen liegen Felsen, blank geschliffene, sanft gewölbte, rosa-farbene Rücken, leicht zu begehen, leicht auch die Wegspur zu verlieren, bis man vor ungemütlichen Spalten zur Umkehr gezwungen wird. Den „Cassidy Arch“ zu betreten, braucht Überwindung. Rechts gähnender Abgrund bis zum Talboden, links der unsichere Boden eines ausgewaschenen Kessels, in dem sich Felsbrocken und Geröll stauen. Ich schaue nicht hin, obwohl der Weg breit genug ist um quer darauf liegen zu können.

Ob Butch Cassidy am Galgen endete oder mit einem Sprung in die Tiefe seinen Häschern entkam, darüber erfahren wir nichts. Immerhin wurde ihm die Ehre erwiesen als touristischer Anziehungspunkt unsterblich zu werden.

CANNONVILLE 20/09/16

Der „Bryce Canyon National Park“ wartet mit einer Landschaft auf, die alles zuvor Gesehene als zartes Vorspiel zu einem fulminanten Höhepunkt erscheinen lässt. Entsprechend gross ist der Besucherandrang aller Nationen, die mehrheitlich zwischen den „Viewpoints“ hin und her promenieren und den steilen Abstieg in die Canyons eher meiden. Dennoch ist man auf den „Trails“ in den Canyons nie allein. Am Abend zuvor ergatterten wir einen der letzten Stellplätze für unser kleines Zelt im „Kodachrome Basin State Park“, etwa 15 Meilen südlich des Bryce-Spektakels, am Rand eines breiten Tals gelegen. Gelb blühende Büsche, grünes und strohgelbes Weideland wechselt ab mit dem braunroten Geschiebe eines erschöpften Rinnsals. Am Morgen zwingt man uns unser Zelt an einen anderen Platz zu verlegen. Lässt sich leicht machen, mit Kingsize-Luftmatratze im Innern und nach Entfernung aller Heringe. An den vier Ecken anfassen, hochheben und wegtragen. Kinderleicht - man glaubt es kaum. Während fahlblaue Wolken aus Südwesten allmählich den Horizont verdüstern, mühen wir uns mit unserem Umzug ab, den globalen Wahnsinn verwünschend, in Massen herumzureisen und genau Zeltplatz Nummer 7 in einem ab der Welt liegenden Campground zu reservieren.

Man merkt, dass ich mich in Nebensächlichkeiten flüchte, vielleicht aus Sprachlosigkeit vor dem Naturwunder „Bryce Canyon“. Ob Worte die Ergriffenheit gegenüber einer Naturerscheinung dieser Grössenordnung adäquat ausdrücken können, ist schon fraglich. Für den Geologen, dem ich die Ergriffenheit keineswegs absprechen möchte, ist der „Bryce“ ein Paradebeispiel für den Abbau einer Sedimentmasse in einer ursprünglichen Höhe von einst dreitausend Metern. Weil der Erosionsprozess sich in den unterschiedlichsten Phasen beobachten lässt, die Schichtungen ohne grössere Verwerfungen und annähernd horizontal zu Tage treten, die verschiedenen Gesteinsarten zudem spezifisch und variantenreich auf die erodierenden Kräfte reagierten, zeigt sich ein charakteristisches und äusserst komplexes geologisches Erscheinungsbild. Die Wissenschaft kann erklären, der Poet kann die Felstürme, mit ihren wie mit Asche bestäubten Häuptern in ein Bild aus Wörtern verwandeln, doch die zu Stein gewordene Offenbarung der Naturkräfte, ihre überwältigende

Schönheit bleibt letztlich für alle ein Rätsel. Wir können das langsame Vergehen eines erdgeschichtlichen Prozesses fotografieren, zeichnen, wir können es auf künstlich angelegten Pfaden durchschreiten oder reitend, vom Rücken eines Pferdes herab betrachten und ihre sinnbetörende Schönheit auf irgend eine Weise geniessen - begreifen lässt sich diese Vielfalt so wenig, wie das Phänomen des Lebens letztlich unfassbar bleibt.

ZION NATIONAL PARK 21-22/09/16

Gegenwärtig hält uns Dauerregen und ein ungebändigter Touristenstrom davon ab den nächsten Berggipfel zu erklimmen. Das Zelt ist nass, Park- und Camping-Plätze überfüllt, wir werden im Auto übernachten müssen und wollen morgen gleich weiter fahren.

Das erste Mal im Auto geschlafen und dies gleich „worst case“-mässig. Seit dem gestrigen Tag regnet es pausenlos. Mal weniger, mal mehr. Zur Nachtzeit kommt ein heftiger Wind dazu. Die Regenböen klatschen in Wellen aufs Dach, im Wageninnern perlt die Feuchtigkeit von den Fenstern. Zuvor, auf der Durchfahrtsroute im „Zion National Park“ liefen die Fahrzeuge zu langen Kolonnen auf. Kriechtempo und Nebel wohin man sah. Beim Eingang zum Campground Warteschlangen. Trübe Stimmung wegen dem Gerangel um die letzten verbliebenen Campingplätze. Wir entschlossen uns den Park auf einer Nebenroute anzupeilen und fanden zu unserer Überraschung einen verwaisten Campground. Ein paar Unentwegte trugen ihr Zelt aus den ansteigenden Wasserlachen, schliesslich räumten sie ihre durchnässte Ware ins Auto und liessen uns allein zurück. Nach einer Wanderung durch den märchenhaften Wald zogen wir uns in unser schwarzes U-Boot, den Dodge Durango zurück, schlossen die Luken, liessen Finsternis und Regenfluten draussen und wärmten Spaghetti mit Salsa Pomodori. Etwas eng wurde es schon in den schätzungsweise 3 Kubikmetern mit Doppelbett, Küche, Stau- und Umkleideraum. Auch wurde das Innenklima rasch tropisch, der nassen Kleider und Kocherei wegen. Doch die Türe zu öffnen schien angesichts der Regenflut wenig ratsam. Der Schlaf kam früh, es blieb ja auch nichts anderes übrig. Wir lagen nebeneinander als hätten wir uns eben erst kennengelernt und drehten uns eine Nacht lang im Takt von links nach rechts.

Am frühen Morgen erwachte die Landschaft aus ihrem Schönheitsschlaf, als wäre die Natur und selbst der Himmel eben erst erschaffen worden. Für uns ein einziges Fotoalbum. Es geht doch nichts über den Farbenreichtum von sogenannten „schlechtem Wetter“! Dann kurvten wir wieder zu Tal, liessen kein Fotomotiv aus und drangen schliesslich auf einem sandigen „Trail“ in die frisch betaute Landschaft aus Büschen, Blumen, Stein und hohen Nadelbäumen. Sonnenstrahlen rissen die Wolken auf, Lichtbahnen zogen über die hell erleuchtete Savanne und Raubvögel drehten ihre weiten Kreise, bevor sie

mit dem Wind in die Tiefe schossen. Wir aber nahmen den Kurs auf Richtung nächstes Ziel, den sagenhaften Grand Canyon.

GRAND CANYON NATIONAL PARK, NORTH RIM 23/09/16

Die Nordseite des Grand Canyon liegt nicht weit vom Highway entfernt, der nach Los Angeles führt. Ein Abstecher der besonderen Art, wie die Erfahrung bald bewies. Die eintönige Halbwüste des „Kaibab“ Indianer Reservats verlässt man gerne und nimmt die Frische der höher gelegenen, waldreichen Zone wohltuend wahr. Die Landschaft erinnert an unsere Engadiner Bergwälder. Dunkle hochstämmige Nadelbäume wechseln mit Espen ab, die schon im grellgelben Herbstkleid stehen. In grosszügigen Schlaufen steigt die Strasse bergan, überwindet eine Höhe von annähernd dreitausend Metern, fällt dann ein wenig ab und führt anschliessend auf einer sanft gewellten Hochebene bis zur Abbruchkante des Grand Canyon. Zwischen Strasse und Waldrand liegen Wiesen, auch sie in hell leuchtendem Herbstgelb. Schwarze Rinder stehen im Abendlicht, auch kleine Herden Rotwild sieht man, die den Schutz des Waldes verlassen haben, um vor Einbruch der Nacht dort zu weiden.

Am nächsten Morgen, beim ersten Sonnenstrahl, ist der warme Tee notwendiger denn je. Im Wasserbehälter schwimmt Eis. Die Nacht im Auto war kalt, doch der letzte Platz auf dem „Campground DeMotte“ war frei, trotz unserer späten Ankunft. Kurz nach 8 Uhr setzten wir die Fahrt fort, bis zum Ausgangspunkt des „Uncle Jim Trails“, benannt nach einem verdienten Park-Ranger. Auf dem Parkplatz liess sich beobachten, wie Wanderer sich mit kurzen Hosen und T-Shirt für den Abstieg in den Canyon vorbereiteten. Ihr Anblick bestätigte, was ich schon bei Richard O'Neil, meinem US-Atelier-nachbarn vermutete. Amerikaner verfügen über ein Gen, das den verweichlichten Europäern abhanden gekommen ist. Sie sind gegen Kälte weitgehend unempfindlich. Damit erklärt sich auch ihre Vorliebe für vollklimatisierte Räume und Getränke mit Eiswürfeln zu welcher Jahreszeit auch immer.

Unter den Besuchern des Grand Canyon gibt eine Spezies viel zu reden: die Bezwingen des Canyons. Sie verfügen über den selbstquälerischen Ehrgeiz die 1350 Meter tiefe und 16 km breite Schlucht auf steilsten Wegen in möglichst kurzer Zeit zu überwinden. Eine Strecke, die von der nördlichen zur südlichen Abbruchkante durch fünf Klimazonen führt und wieder am Ausgangspunkt endet. Die härtesten Kerle - zweifelsohne gibt es auch weibliche Exemplare - schaffen den „Oneway“ in 7 Stunden, zurück geht es dann vermutlich etwas gemächlicher. Wir sprachen mit einem 70-jährigen Athleten, der sich diese Tortur zum 18. Mal antut. Aktuell benötigt er - rennend - für einen Weg 12 Stunden. Was ihn zu faszinieren scheint, ist das Gefühl des „dead mind“, wie er sich ausdrückt, den ekstatischen Zustand, den Verstand endlich mal zum Schweigen zu bringen. Ich bin froh, wenn er mir jeweils nicht abhanden kommt!

Später begegnete uns ein hünenhafter Mittvierziger. Sichtlich erschöpft und - überraschend - im warmem Sportdress. Wir fragten nach der Wanderroute für Senioren und kamen mit ihm ins Gespräch. Es war aufschlussreich für das, was ich das grosse „Grand Canyon-Fieber“ nennen möchte. Der Mann verliess die gegenüberliegenden Südkante des Canyons um Mitternacht und hatte eben die Nordkante erreicht. Jetzt war er im Begriff sich auf den Rückweg zu machen. Es war kurz vor 9 Uhr, er sah etwas mitgenommen aus, doch die Aufschrift auf seiner Mütze liess ihn als „Ironmen“ erkennen. Da kann bestimmt nichts schief gehen.

Im Grand Canyon nur selten anzutreffen, im übrigen Land jedoch weit verbreitet, ist eine Spezies der man vorwiegend in Fastfood-Ketten begegnet, an Tankstellen, auf der Strasse und im Shopping-Mall, wo sie sich gerne auf kleinen, vierrädrigen Elektro-Rollern fortbewegt. Nicht einer Behinderung wegen, sondern weil sie nicht fähig oder willens sind das Labyrinth der Regale zu Fuss abzuschreiten. Sie sind, politisch korrekt formuliert, wohlgenährt und würden beim Anblick eines Athleten vor seinem Abstieg in den Grand Canyon ohne schlechtes Gewissen einen weiteren Mega-Burger zu sich nehmen, Übergewicht hin oder her - Hauptsache es schmeckt! Übergewichtig sind selbstredend immer auch die Fahrzeuge, mit denen wir täglich im Verkehrsstrom schwimmen, unser SUV mit inbegriffen.

So begaben wir uns mit guten Empfehlungen auf unsere Senioren-Wanderung, durch den Wald hin zur Abbruchkante des Naturwunders. Wir waren allein mit Hasen, Vögeln und einer Gruppe Rehe, die aufmerksam ihre langen Lauscher nach uns richteten und einer nach dem anderen mit leichtfüssigen Sprüngen ins Unterholz verschwanden.

Über den Canyons lag noch zarter Morgendunst. Durch die Schatten schimmerten Felsvorsprünge, die treppenartig in die dämmerige Tiefe führten. Schmale Weg schmiegt sich an die schroffen Wände, rötlicher Zickzack ins Grün der Vegetation geritzt, die sich dort an alles klammert, was nur den geringsten Halt verspricht. In Europa offenbart sich dem Wanderer das Bergpanorama als erhabene, in die Höhe gewachsene Gebirgssilhouette. Hier lässt sich eine entgegengesetzte Erscheinung beobachten. Ein waagrechtes Band bildet den blassblauen Horizont des Hochplateaus. Darüber breitet sich der Himmel aus. Unterhalb stürzt sich ein monumentales Gebirge in die Tiefe. Mit unzähligen Felsdomen, hoch aufragenden Klippen und zerborstenen Türmen - jedoch immer unterhalb des Horizonts. Wir stehen oben im von Blitzschlägen, Orkanwinden und Feuersbrünsten arg zugerichteten Wald der Hochebene. Schwarz verkohlte Baumstümpfe, gespaltene Stämme ragen wie zerbrochene Bleistifte aus dem gelbgrünen Laub der Espen. Und vom Rande der Felskanzel, auf der wir uns nieder liessen, überblicken wir Täler, Grate und Gipfel unter uns.

Die vielen Aussichtspunkte im „Grand Canyon National Park“ lassen sich auch mit dem Auto auf einer längeren Strecke abfahren. Mit Gewinn, weil man so das „Total“ der Eindrücke mitbekommt. Am späten Abend, es liess sich nicht

vermeiden, übernachteten wir erneut im Auto auf 2600 m Höhe. Was man sich nicht antut für den Genuss eines unversehrten Naturparadieses!

KELSO - MOJAVE NATIONAL PRESERVE 24/09/16

Die Mojave-Wüste. Der Klang des Namens genügt um diesen Ort sehen zu wollen. Ein Name, der unbestimmte Erinnerungen weckt, der ebenso fremd wie vertraut ist. Jetzt liegt die Mojave-Wüste vor uns. Wir verlassen die Interstate #15, füllen den Tank und die Wasserkanister und hoffen, dass die Zeit bis zum Campground reicht. 40 Meilen, erst asphaltiert, dann über Sand und Geröll, durch ausgetrocknete „Washes“, Rinnsale, die nur in der Regenzeit Wasser führen. Vor ein paar Minuten noch Teil des nicht abreisenden Verkehrsstroms, jetzt allein in einer Ebene voller Stachelgewächse, besiedelt von nie zuvor gesehenen Bäumen, den Joshua-Trees, die mit ihren Armen nach dem Himmel greifen. Äste kann man es nicht nennen, diese ungelenken, beschuppten Arm- und Beinstümpfe, die in ein Büschel fröhlicher, saftgrüner Lanzen münden. Anhalten, Kamera zücken und schon sind wir Gefangene dieser auf den ersten Blick leblosen Zone, die doch voller Überraschungen ist. Lavafelder und Vulkankegel säumen den Weg, am Fuss einer Erhebung bauen sich Sanddünen auf, die gefährliche Brandung der Wüste, die alles verschlingt, bis ihr ein Felsriegel Halt gebietet. In einer flachen Talsole stoßen wir überraschend auf eine Bahnlinie sowie auf ein Bahnhofsgebäude aus Zeiten, als im Lavaschutt nach Erz gesucht, abgebaut und auf Bahnwagen verladen wurde. Heute ist im stilvollen Bau der Jahrhundertwende das Besucher-Zentrum untergebracht. Dankend nehmen wir guten Rat entgegen, auch Strassenkarte und Wegbeschreibung zu den Zeltplätzen wird uns fürsorglich angeboten. Weiter der Schiene entlang, zu einem Bahnübergang. Aus der Ferne ist das melancholische Signal einer Amtrak-Lokomotive zu hören und wenig später kriecht ein Schleppezug mit drei Lokomotiven und einer schier endlosen Reihe Wagen vorbei. Es wäre leicht gewesen aufzuspringen und als blinder Passagier mitzufahren, so wie jener „Lonesome Hobo“, den Bob Dylan besingt.

Die Nacht ist voller Sterne. Ein Himmelsgewölbe das alles zeigt, lichterfüllt allein seiner Sterne wegen, mit Sternbildern, die aus milchigen Nebel aufscheinen, Licht aus der Tiefe des Alls, vergangene Welten, verglühte Asche. Noch vor Sonnenaufgang kommt Wind auf, schlägt unermüdlich gegen die dünnen Zeltwände, fegt über den Sand und räumt weg, was ihm im Wege steht. Dann wird es hell. Über den schwarzen Silhouetten der dürren Bäume, der verbrannten Büsche beginnt das Farbenspiel des frühen Tages. Bald weicht auch die Kälte und auf der Weiterfahrt zeigt uns das karge Land erneut seine überraschende Vielfalt. Felsbrocken mit üppigen Rundungen liegen wie Kothaufen in der Landschaft, ein Hase stolpert über den Weg, schaut mit gestreckten Löffeln aufmerksam aus dem Busch, während wir uns nähern. Ein markierter Weg führt als schmaler Einschnitt in eine steil abfallende Felszone. Noch im Schatten liegend, umfängt uns die Frische des Morgens, während das

Land sich schon der Sonnenglut aussetzt. Dass einst Wasserfluten durch diesen Felskessel strömten, den Stein bis in seine tiefsten Schichten verwandelten, Höhlen und Gänge schufen, als lägen geöffnete Grabkammern vor uns - die Vorstellung fällt schwer, wo Kakteen und andere Überlebenskünstler die einzigen Bewohner dieses Landstrichs sind.

Inzwischen ist das glänzende Schwarz unserer Karosse einer matt-grauen Tarnfarbe gewichen. Es wird Zeit für die letzte Etappe nach Los Angeles und nach weniger als einer Stunde reiht man sich wieder ein in den Lavastrom der Wohnmobile, Sattelschlepper, Pickups und der Weekend-Rückkehrer.

LOS ANGELES 25/09/16

Dank Mickey Mouse, der unschlagbaren Geldmaschine, sitzen wir auf der Garten-Terrasse von „Walt Disneys Concert Hall“ beim Mittagslunch. Disneys Nachkommen sowie weitere potente Donatoren ermöglichten einen aussergewöhnlichen Bau. Er trägt Frank Gehrys unverwechselbare Handschrift und ist zu einem Wahrzeichen für die Metropole Los Angeles geworden. Dankbar sind wir auch Onkel Donald und seinen Neffen Tick, Trick und Track, die uns das Zelten im Sommerlager vorgelebt haben. Auch die Streifenhörnchen kannten wir schon. A-Hörnchen und B-Hörnchen, die von jedem zweiten Baum herunter meckern, sei es zur Begrüssung oder weil wir sie beim Tannzapfen-knabbern störten. Dem freundlichen Rancher mit seinem steifen Pfadihut begegneten wir öfter, auch er eine Figur aus dem bunten Heft, das ich sammelte, tauschte und unter der Bettdecke heimlich las. So waren wir gut auf unsere Amerika Reise vorbereitet, konnten uns ein Bild der neuen Welt machen. Und sie hat uns nicht enttäuscht, nahm uns gut und freundlich auf: hilfsbereit, kommunikativ, korrekt, so begegneten uns die Bewohner. Vielleicht war auch Glück mit dabei.

Wir fanden eine kleine Wohnung in Santa Monica, eine Oase der Ruhe in dieser aufgeregten Stadt, in der man ohne Auto nirgends hin gelangt und mit Auto öfter mal durchdreht. Autobahnen und ihr Zubringer-Karussell verbinden die Stadtteile mit ihren 4.5 Millionen Einwohnern, machen sie aber auch zur Fussgänger-Hölle. Alles was es braucht um den Alltag zu bewältigen, liegt meilenweit voneinander entfernt. Wenn es in LA jemals eine Stadtplanung gab, dann beschränkte sie sich auf das Anlegen der Infrastruktur für niedrige, platzfressende Bauten. Die Rechtecke der Strassen mit den freundlichen Holzhäusern von den Bändern der Highways überrollt. So breitet sich Los Angeles, das „La La Land“ über 1200 km² aus und scheint den Einwohnern die Stimmung nicht zu trüben. Läge Zürich am Pazifik, hätte Klima und Latinos wie in LA - es gäbe auch bei uns mehr lächelnde Gesichter.

Unser Navi-Guide ist immer freundlich, hat eine warme, weibliche Stimme in die ich mich verlieben könnte und sie verzeiht mir jeden Fehler. Inzwischen fahren wir auch dort lang, wo wir wollen und lassen sie reden. Geduld ist ihre Stärke, ihre Ruhe nachahmenswert. In ihrer Gegenwart könnte man zum

besseren Menschen werden. Die Anweisungen lassen sich ignorieren und doch begleitet sie uns weiter, rechnet eine neue Variante aus um uns wieder auf den rechten Pfad zu führen. „Route recalculated“ sagt sie dann oder besonders schön „Wilshire Boulevard“, wenn wir in unserem Quartier ankommen. Das ist dann der Moment, wo ich sie gerne küssen würde. Wir nennen sie Patty Walker - sie bewahrt uns hier vor dem Wahnsinn. Klar, dass wir nicht nur zum Spass durch die Stadt fahren. Wir kaufen ein, bringen die Wäsche in die Laundry, fahren ins Restaurant oder zum Spazieren an die Beach nach Venice.

Nicht nur Frank Gehrys Concert Hall steuern wir an, es gibt noch das MOCA (Museum of Contemporary Art Los Angeles), seine Dependance, „The Geffen Contemporary Art“, zu Zeit mit einer umfassendem Schau der Arbeiten von Dough Aitken. Und natürlich das neue „The Broad“, das 140 Millionen teure Architekturjuwel des Milliardärs Elis Broad, mit einer rund 2000 Werke umfassenden Sammlung zeitgenössischer Kunst - gerade war Cindy Sherman zu sehen - und schliesslich der monumentale Museumskomplex von Paul Getty, der allein seiner Ausdehnung auf dem Hügel von Brentwood wegen über jeden Vergleich nur spotten kann. Das Getty-Center, mit seiner Aussicht auf den Stadtmoloch LA ein wahrer Hammer, kann es leicht mit jedem grossen europäischen Museum aufnehmen. Es gibt einige Perlen in dieser umfassenden Kunstsammlung des alten Kontinents, aber - wie überall auch - viel Durchschnittliches. Der Bau von Richard Meier wirkt überzeugend dadurch, dass er mit der Topographie der Landschaft harmonisiert.

Die Sammlung spannt einen Bogen von der Antike bis zum Ende des 19. Jahrhunderts. Daneben gibt es Wechselausstellungen. Wir sahen moderne figürliche Malerei aus England (Freud, Auerbach, Bacon) und eine grosse Ausstellung französischer Fotografie von ihren Anfängen bis zur Gegenwart. Gettys wilde Sammelwut scheint von der Absicht getragen zu sein,- die europäische Kultur in die USA zu importieren. Für zeitgenössische Kunst ist die Geffen-Dependance des MOCA die richtige Adresse während „The Broad“ vor allem mit Kunst ab den 60-ern auftrumpft und das im wörtlichen Sinn. Wie nirgendwo sonst wird hier die Moderne zu einem Besucher-Spektakel aufgeblasen, passend zu Jeff Koons Hochglanz-Tulpen, und zu Murakamis Abgesang auf die sino-japanische Götterwelt in seinem 20 Meter langen Wandfries. Präsentiert als „schreckliches Märchen“ in einer bunten Mischung aus Pattern-Art und Comic-Kunst. LA bietet viel für das Auge, aber die Zeit zwingt uns schon wieder zum Aufbruch.

MONTANA DE ORO PARK 30/09/16

Tierische Begegnungen:

Es ist nach acht Uhr abends. Der Tisch ist abgeräumt, die Plastikboxen mit den Vorräten sind im Auto verstaut, gemäss der ausdrücklichen Warnung unseres Zeltachbars. Als hätte man darauf gewartet, schleicht ein Tross Waschbären auf Raubzug vorbei und verdrückt sich, von Lichtkegeln verfolgt in die

Büschel. Deutlich kann man ihre maskierten Gesichter erkennen, die dunkle Färbung um die Augen, die Maskierung, wohl um ihre böse Absicht zu verbergen. Sie gehen ohne Hast, einer hinter dem andern, der Grösste an der Spitze. Es schien mir, als wären sie enttäuscht, ja beleidigt, um solch Aufhebens einem harmlosen Wunsch wegen, einen kleinen Bissen mit ihnen zu teilen, ihren eintönigen Menüplan mit ein paar köstlichen Snacks zu bereichern. „Sie kommen in unser Land, machen sich breit, ohne uns ein Weniges zu geben. Wie kleinlich doch die Zweibeiner sind,“ flüstern sie sich zu.

Am nächsten Morgen machen sich zwei grosse Silbermöven über unsere Frühstücksflocken her. Man wendet ihnen den Rücken zu und schon landen sie auf dem Tisch, setzen eine unschuldige Mine auf und fixieren den Ort ihrer Begierde. Der rote Punkt auf dem gelben Schnabel leuchtet, dann geht es ruckzuck und die gerösteten Weizen haben den Besitzer gewechselt. Das Streifenhörnchen dagegen kennt mehr Anstand, nagt bescheiden an seinem Grashalm und posiert, durch langes Üben wohl gewohnt, furchtlos vor meiner Kamera. Sein gepunktetes Fell ist perfekt an die Umgebung angepasst und schützt den lieblichen Winzling vor den Raubvögeln, die am Himmel ihre Runden drehen. Danach fliegt ein Diademhäher in leuchtend blauem Federkleid unseren Tisch an und macht sich mit rasselnden Lauten bemerkbar. Seiner Schönheit wegen werde ich weich und ich schlage die Anweisung der Parkverwaltung „Do not feed wild animals“ in den Wind.

Später, bei einem Zwischenhalt an der Küste beobachten wir Gruppen kleiner Strandläufer, die nach jedem Wellenschlag über den nass glänzenden Sand rennen um hastig nach angespülten Schnecken und Muscheln zu picken. Ein eilendes Vor und Zurück im Takt der Brandung mit wirbelnden Beinchen, als würde ein Filmstreifen zu schnell abgespult. Gemächlicher, ja geradezu gravitatisch, stolziert ein seltsamer Langschnabel vorbei, der mit gezücktem Stillet in den feuchten Sandlöchern bohrt und seine Beute - Würmer oder Schnecken - den engen Hals herunter würgt. Pelikane fliegen dicht über dem Wasser, die Flügel im Gleichtakt schlagend, auf einer Linie oder in V-Formation. Kormoran-Kolonien besetzen die äussersten Klippen. Wie gekreuzigte Sklaven breiten sie ihre feuchten Flügel aus und verwandeln die Umgebung mit ihrem Kot in ein weiss getünchtes Gebirge. Wo sie zu Hause sind, bleibt es nass, kalt und glitschig. Wir folgen einem schmalen Pfad am Rande der Klippen. Nebel umhüllt die nahen Hügel, die Heidelandschaft mit ihren rotgrünen Farbklängen verschwindet im blassen Herbstlicht. Unter uns rauschen die Wellen, bedecken die Cliffs und machen sich an den zerborstenen Felsschichten zu schaffen, die, seit ich atmen kann, im Meer ertrinken, von schäumenden Wogen umflutet, von weiss geädertem Blau und schwimmenden Inseln aus Tang umspült.

Die Parkplätze vor den Viewpoints sind oft nur mässig besetzt an diesem Vortag zum Wochenende. Vollgeparkt ist jedoch ein touristisches Highlight der besonderen Art: das der grossen Seelöwen-Kolonie. Durch einen Zaun von

uns Besuchern getrennt, sehen wir die Kolosse zu Hunderten unten im Sand liegen, lose aufgereiht, wie silbrig-braune Steine einer vom Meer angespülten Halskette, die fetten Leiber an ihre Nachbarn geschmiegt, beobachtet von hunderten faszinierter Augen. Unförmige Gestalten wälzen sich, robben schwerfällig durch den Sand. XXL-Format die Männchen, von ihren zarter gebauten Gespielinnen belagert. Ausnahmslos ermattet, so scheint es, von ihren Tauchgängen, wo sie Jäger und Gejagte gleichzeitig sind. Sie werfen Sand über ihre Rücken, wühlen sich in eine bequemere Lage, sie bedrängen sich gegenseitig, kratzen sich am Kopf und wuchten ihren Leib wieder ins Wasser, hinein in die kalte Schwerelosigkeit. Grunzendes, grölendes Rufen mit ausgestrecktem Oberkörper, geöffneter Schnauze, erhobenem Schädel. Rotz läuft aus ihren Nasen, Erkältung scheint ihr chronisches Leiden zu sein und die schwarzen Augen blinzeln tränend gegen die Helligkeit des Lichts. Es sind viele, mehrere hundert. Wenn sie aus dem Wasser kommen, reicht ihre Kraft kaum aus um den etwas höher gelegenen Ruheplatz zu erreichen, wo sie sich in den Haufen ihrer Artgenossen drängen um sich mit herzhaftem Gähnen vom ermüdenden Tag zu verabschieden.

Der Highway #1 führt über weite Strecken dem Küstenverlauf nach, oft in engen Kurven steil zum Pazifik abfallend, dann wieder hinauf über glatte Kuppen und erneut in trockene Talsenken hinunter zu einsamen Buchten oder Flussmündungen. Wir sehen verloren in der Landschaft stehende Scheunen, kleine Siedlungen mit alten Holzhäusern, scheinbar unbewohnt, würden nicht die geparkten Pickups davor stehen. Topographie und Plastizität der Landschaft erinnert an ein kurzhaariges braunes Tierfell, mit Inseln dunkler Haarbüschel. Der gerundete Rücken eines Rehs vielleicht, mit weichen Flanken und eleganten Wölbungen der Muskulatur. Eng stehen einige Zedern oder Föhren beieinander, bilden letzte Reste einer verlorenen Bewaldung. Sie werfen dunkle Schatten und trotzen der Trockenheit, die nur allzu oft das Vorspiel für die plötzlich auftretenden Waldbrände ist. Kalifornien leidet seit Jahren unter Trockenheit und Wassermangel. Die Monokulturen im Hinterland, die Gärten und Swimmingpools der Stadtbewohner zehren von den Wasservorräten der grossen Speicherseen in den Rocky Mountains. Doch der natürlichen Landschaft ist der Mangel sehr deutlich anzusehen. Selbst in den Redwoods mit ihren gigantischen Baumriesen ist die Trockenheit unübersehbar und Grund für immer wieder aufflammende Brände.

Die Strassen sind wie mit dem Messer in die Landschaft geschnitten.

Böschungen, die an einen mürben Chocolate-Cake erinnern. Wir sehen breite Sandstrände mit wenigen Menschen, die sich weder an der kräftigen Dünung, noch am harschen Wind stören. An Wochenenden finden sich hier Surfer und Kitesurfer ein, die, vor der Kälte durch Neopren geschützt, ihrer akrobatischen Leidenschaft frönen.

SAN FRANCISCO 1/10/16

San Francisco empfängt uns mit viel Sonne und es bleibt während 5 Tagen annähernd nebfrei - zu dieser Jahreszeit und zu unserem Glück die Regel. Eine charmante Stadt mit hoher Lebensqualität, begünstigt durch ihre Küstenlage am Pazifik, das milde Klima, ihre Parks und Gartenanlagen. Mit stilvollen Museumsbauten, postmodernen Glaspalästen, prunkvollen Hotelkästen, breiten Boulevards, mit der umwerfenden Erscheinung der Golden Gate Brücke und nicht zuletzt mit einer unvergleichlichen städtischen Topographie, die mit rechtwinkligem Strassennetz, über alle Hügel gekämmt und ohne Rücksicht auf Gefälle oder Steigung zum unverwechselbaren Charakter dieser Stadt beiträgt.

Ob als Stadtwanderer, mit dem Bus oder Privatauto, man wird unweigerlich zum Teilnehmer beim Auf und Ab der steilen Rampen mit ihren Cabelcars, den rot asphaltierten Fahrbahnen, den glänzenden Schienensträngen und dem gleichsam hüpfenden Autoverkehr. Wo gibt es das sonst, rote Strassen, die im blauen Himmel enden, darauf eng geparkte Autos, als lägen sie übereinander gestapelt, dazu altertümliche Tramwagen, die mit übermütigem Klingeln über Strassenkreuzungen jagen, um nach kurzem Zögern und demonstrativem Schwenken des Arms der grossen Handbremse, erneut den Abhang hinunter zu sausen. Zweistöckige, schmale Wohnhäuser mit dem typischen Backyard säumen die Strassen, vielerorts gepflegte, weiss oder bunt gestrichene Holzbauten, wie zum Beispiel an der Height-Street, mit viel Zierwerk beladen, das noch den Geist des vorletzten Jahrhunderts atmet. Das einstige Zentrum der Flower-Power-Alternativkultur ist nun weitgehend und ganz zeitgemäss, dem Schicksal der touristischen Vermarktung erlegen.

Unser Airbnb-Apartment liegt nicht weit vom Stadtzentrum entfernt in einem Quartier, in dem vorwiegend Chinesen leben. Mit dem Expressbus dauert die Fahrt nach Downtown nur eine halbe Stunde. Unsere Vermieterin heisst Kysi, brasilianisches Temperament und angeborne Überschwänglichkeit ist neben ihrer attraktiven Erscheinung ihr Markenzeichen. Sie bewohnt das Obergeschoss direkt über uns mit Familie, Katzen und einem Schosshündchen, das einen blauen trichterförmigen Kragen trägt und damit eine überaus komische Figur macht. Wir nennen es Mr. PissPiss, weil er zur Begrüssung unsere Fussmatte besprengte.

Im Bus, als einzige Nicht-Asiaten, taucht man für kurz in eine ganz andere Welt. Da ist der ältere Herr, der ungehemmt die geschweifte Sonnenbrille seiner Frau trägt, die Chinesin, die begeistert ihre Einkäufe allen Passagieren vorzeigt - Gurke, Fleisch und Knoblauch - dazu in melodischem Singsang schlau lächelnd ihre Schnäppchen kommentiert, später die Tram-Chauffeuse selbst, die mitten im Stossverkehr aussteigt um eine Bekannte auf der Strasse zu umarmen. Die Rückfahrt am Abend dauert etwas länger und Müdigkeit herrscht vor, ist den Menschen ins Gesicht geschrieben. Da gibt etliche arme Seelen zu beobachten, die Verlierer dieses Systems, die Ausgeschiedenen, die am Rande Stehenden und solche, die ganz in sich eingesponnen sind.

Erheiterndes gibt es auch, wie jene rüstige Chinesin, beladen mit einem Bündel Plastiktaschen, aus denen sie sich im Eiltempo mit Bananen versorgt. Die Dinger sind gross, Übergrösse, könnte man sagen und sie verschwinden in einem plappernden Orkus. Fröhlich blinzeln die Augenschlitze in die Runde, so als würde der Damen-Tee gerade seinem Höhepunkt zusteuern. Für die Fahrt ins Zentrum und zurück schiebt man eine Dollarnote in den Schlitz des Automaten, gleich vorne neben dem Fahrer. Man bekommt eine Fahrkarte, 24 Stunden lang gültig und setzt sich zu den Alten, den Behinderten, den Müttern mit Kleinkindern und Kriegsversehrten. Umgangsform und Gesprächston verraten nachbarschaftliches Selbstverständnis.

ZÜRICH 8/10/16

Nun sind wir wieder zurück in unserer scheinbar heilen kleinen Welt, in der alles so aufgeräumt, so nett und sauber wirkt und im Grunde doch von den selben Kräften gesteuert, von der selben Gier durchtränkt, von den gleichen Ängsten durchsetzt und von der selben Unruhe getrieben ist wie drüben, im Land der unbegrenzten Möglichkeiten mit den viel zitierten Tellerwäscher-Karrieren, dem Trugbild, mit dem die Verlierer doppelt gedemütigt werden. Wir sind glücklich gelandet, nach wahrhaft langem Flug und sind um viele Erfahrungen reicher geworden. Über die USA habe ich mir keine Illusionen gemacht, Enttäuschungen blieben erspart. Wir haben grosse und kleine Städte gesehen, den Siedlungsbrei der Agglomerationen, schlichte Ortschaften, wir haben den Reichtum der Landschaften erlebt, Menschen kennen gelernt, Kunst und Architektur bewundert. Wie könnten wir nicht zufrieden sein über dieses Glück ein Stück Welt gesehen zu haben? Mit all ihren dunklen Flecken, ihrem Schmutz, mit all ihrem Licht und ihrer Schönheit und letztlich mit der ganzen Ohnmacht der Menschen, die diesen Planeten besiedeln. Wir haben es auch überstanden, dieses Risiko, dem wir uns aussetzten zu Zweit im Labyrinth der 12-spurigen Autobahnen, in der Kälte und Nässe des Nachts in einsamer Natur.

Hier endet mein Bericht. Nicht weil der Gedankenstrom versiegt, nein, allein dem Jetlag wegen, der mir jetzt mit aller Kraft in die Glieder fährt und die Augendeckel schwer wie Blei werden lässt.